

<b>Zeitschrift:</b>	Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen
<b>Band:</b>	30 (1959)
<b>Heft:</b>	9
<b>Artikel:</b>	Madeleine
<b>Autor:</b>	Dutli-Rutishauser, Maria
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-808294">https://doi.org/10.5169/seals-808294</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

von den zuständigen Behörden willig gewährt wird, da auch von dieser Seite die Schaffung eines — hoffentlich nicht mehr lange einzig dastehenden — Heims in dieser Art sehr begrüßt wurde.

Auch über Mittag kommen die Mütter nach Möglichkeit nach Hause zur Mahlzeit, die im freundlichen Esszimmer eingenommen wird, oder sogar draussen im Garten! Jedenfalls wird bei schönem Wetter auf einem prächtigen Gartenplatz dicht am Rheinufer statt eines süßen Desserts der dafür gewünschte geliebte schwarze Kaffee ausgeschenkt, der die Erwachsenen zu Gespräch und Erholung für eine kurze Weile versammelt. Dann nämlich ist es den Kindern untersagt, ihre Mütter oder «Tante Loni» zu belästigen. Der Kontakt mit dem Dorf ist grossartig, er könnte nicht besser sein! Die Dorfbewohner brachten von allem Anfang an Verständnis und Anerkennung für dieses Wohnheim auf, und so kann einem zum Beispiel noch weitab vom Heim von jedermann der Weg dorthin gezeigt werden. In einer solch guten Atmosphäre führt selbstverständlich auch der Kindergarten- und Primarschulbesuch der Kinder zu keinerlei Schwierigkeiten. Die engeren Nachbarn bemühen sich besonders um die Kinder, die sogar einen «Grossvater» bekommen haben, der sie demgemäß verwöhnt und sogar mit ihnen spazieren geht!

Begibt sich eine ledige Mutter mit ihrem Kind ins Heim, sind die Beziehungen zu ihrer eigenen Ver-



wandtschaft meistens sehr gespannt. In diesem Zusammenhang hat nun die Hausmutter eine interessante Erfahrung gemacht. Befreundete Familien anerboten sich, Kinder während der Schulferien bei sich aufzunehmen. Dies kam den Eltern der Mutter zu Ohren — vielleicht auch wurde es extra bekanntgemacht —?, und bereits in der nächsten Ferienzeit war es für die Grosseltern, deren Stolz plötzlich erwacht war, eine Selbstverständlichkeit, ihren Enkel oder ihre Enkelin zu sich einzuladen!

we.

## Madeleine

Von Maria Dutli-Rutishauser

Das Mädchen, von dem die Heimleiterin angenommen hatte, es habe sich endlich eingelebt, war in einer Herbstnacht verschwunden. Man bemerkte sein Fehlen erst am Morgen, als sich die Zöglinge zur kurzen Andacht im blauen Saale versammelten.

Klara hob eine Hand. Sie wurde nicht sogleich bemerkt. Ein anderes Mädchen hustete laut, worauf die Oberin das Buch niederlegte, aus dem sie eben ein Kapitel lesen wollte.

«Was ist?»

Klara sagte: «Madeleine ist fort. Ihr Bett ist leer.» Die Oberin sah über den Brillenrand hinweg die von ihrem starken Willen gebändigte Schar streng an. Noch hoffte sie, es könnte ein Irrtum vorliegen.

«Weiss jemand, ob sie krank ist?»

Jetzt sprachen die Mädchen zugleich. Nein, Madeleine sei nicht krank, sonst wüsste es doch die Schlafsaal-schwester. Und gestern abend habe sie wie alle andern zu Nacht gegessen und sei nach dem Zähneputzen schlafen gegangen. Nur eben heute morgen —

Die Oberin gebot Ruhe. Man möge Sr. Christa rufen, die im Schlafsaal 7 Aufsicht habe. Es dauerte lange, bis das Mädchen schwer atmend zurückkam. Vielleicht schien sich die Zeit bis zu seinem Erscheinen auch nur zu dehnen.

«Ich kann Sr. Christa nicht finden, sie ist nicht im Schlafsaal, nicht im Office. Vielleicht ist sie — —» In imponierender Grösse stand die Oberin da. Ihr Gesicht war blass und wie gemeisselt. Aber man sah, dass die Unruhe dahinter arbeitete. Jemand hatte

ihren präzisen Plan gestört, der Tag begann anders, als sie ihn vorgestellt hatte. Irgendwie war sie, die Starke, Autoritäre, dem Einbruch nicht gewachsen. Das spürten nur einige der Mädchen, die schon länger im Heim waren. Zwischenfälle wie dieser ereigneten sich selten. Manchmal wurden sie zudem und gut vertuscht, dass man erst später davon erfuhr.

«Geht in die Klassenzimmer. Ihr könnt Aufgaben machen. Die Gewerbeschule beginnt erst um neun Uhr. Wer Küchendienst hat, begibt sich ins Souterrain. Und bleibt ruhig, die Sache wird sich aufklären.»

Zuerst suchte man nach Sr. Christa. Man fand sie im Gemüsegarten, wo sie eben aus dem Geräteschopf kam. Ihr verstörtes, verweintes Gesicht unter dem weissen Schleier sagte deutlich, dass sie vergeblich gesucht hatte. Sie stammelte: «Ich weiss nicht, wie es geschehen konnte. Nichts habe ich gehört, auch die Mädchen müssten es doch gehört haben, wenn Madeleine nachts aus dem Saal gegangen wäre. Und abends — —»

Die Oberin, die hinzukam, atmete auf. Sie hatte einen Verdacht gehabt, der schlimmer war als das Verschwinden Madeleines. Sr. Christa, die davon nichts ahnen konnte, wunderte sich über der Vorgesetzten Milde angesichts ihres offensichtlichen Versagens. Trotzdem bat sie: «Verzeihen Sie, liebe Mutter, ich kann es mir einfach nicht erklären. Madeleine muss alles von langer Hand vorbereitet haben. Niemand merkte etwas davon. Erst als die Mädchen aufstanden, sagte Klara, sah man, dass Madeleine fehle. Da bin ich

gerannt und habe gesucht. Ach, wo mag das arme Kind nur sein?»

Die Oberin sagte: «Kommen Sie, es nützt nichts, wenn wir hier stehen. Beginnen Sie den Unterricht, ich werde die Polizei verständigen.»

Eine Viertelstunde später wickelte sich die Hausordnung wie gewohnt ab. Es wurde Schule gehalten, geputzt und gekocht als ob nichts geschehen wäre. Doch die Gedanken der Zöglinge und Lehrerinnen waren nicht bei der Schule und der Arbeit.

\*

Das Mädchen Madeleine duckte sich ins Gestrüpp, das am grossen Fluss entlang wächst. Seit es Morgen und hell war, wusste sie nicht mehr genau, wie sie weiter vorgehen wollte. Nachts, nachdem sie das Heim verlassen hatte, war alles leicht gewesen. Wie sie es sich tausendmal ausgedacht hatte, war sie gelaufen, um möglichst rasch aus dem Bereich zu entkommen, der des Wachthunds wegen gefährlich war. Mit blossen Füssen lief sie den Hecken entlang, überstieg die Mauer und betete im Herzen: «Lieber Gott, mach dass alle schlafen, die Schwestern und Mädchen, und Nero, der Hund. Es ist nicht recht, was ich tue, aber hilf mir! Ich will ja wiederkommen, wenn ich — wenn ich — —»

Sie wagte nicht einmal Gott zu sagen, was sie vorhatte. Durch viele Wochen hatte sie das Geheimnis des Briefes gehütet und ihren Plan erwogen. Manchmal fürchtete sie, jemand werde gar ihre Gedanken erraten. Darum war sie sehr brav, um ja keinen Anlass zu besonderem Aufsehen zu geben. In den letzten Wochen bekam sie deshalb einige gute Disziplinnoten.

Ja, und nun war sie dem Heim entronnen und frei. Die Zeit gehörte ihr, sie musste sie nützen. Also weitergehen. Seltsam, dass sie nun zögerte. Niemand hinderte sie daran. Im Brief stand, sie solle kommen, man würde sie dort nicht finden. Bis jetzt hatte Madeleine alles geglaubt. Auch dieses: Sie wüssten nun, wo das Kind sei. Ganz zufällig habe ihr Schwager erfahren, es sei einem Ehepaar in der Stadt zur Adoption gegeben worden. Die Leute seien nun aber für einen Monat in das Voralpendorf B. gefahren. Das Kind hätten sie bei sich.

Die Versuchung, zu ihren Angehörigen zu gehen, war im Heim sehr stark gewesen. Alles schien besser als der Zwang, unter dem sie leben und sich bessern sollte. Nur hörte sie bisweilen eine kleine Stimme, die, so schwach sie war, mitten ins Herz drang. Seit sie aber erfahren hatte, dass das Kind in der Nähe sei, verblasste das Bild von der Stube daheim. Sie wollte nur das Kind sehen und dann wieder ins Heim zurück. Vielleicht, wenn sie sich dort gut hielt und die Lehre machte, konnte sie später das Kind wieder bekommen und bei sich behalten.

Madeleine erinnerte sich des Tages, da sie erklärt hatte, das vaterlose Büblein abgeben zu wollen. Für immer und ohne je einen Versuch zu unternehmen, es wieder zu sehen, war sie froh gewesen, der Last ledig zu werden. Sie sah das Kind noch einmal an, ehe es die Pflegerin wegnahm. Sie hätte das nicht tun sollen. In eben jenem Augenblick lachte es zum ersten Mal. Zuerst mit den dunklen Augen, dann ein wenig hilflos mit dem kleinen Mund. Madeleine wandte sich

Bitte vormerken:

Vereinigung der Anstaltsvorsteher  
des Kantons Zürich

### Herbstfahrt in den Jura

8. Oktober 1959

ab und sah nicht hin, als die Fürsorgerin mit dem Bündel aus der Stube ging. Am Abend hatte sie das Kind und sein Lächeln schon vergessen.

Erst im Heim, wo die Mädchen in «Familien» lebten, denen eine Schwester als Mutter vorstand, erwachte die Erinnerung. Ihre eigene Mutter war ihr kein Vorbild gewesen. Die Schwester aber, die nie ein Kind gewiegt, besass die Liebe, nach der Madeleine lange gehungert hatte. Ohne es zu ahnen, weckte sie im Herzen des Mädchens die mütterlichen Gefühle. Langsam wuchs die kleine Sehnsucht. Irgendwo gab es das Geschöpf, das sie leichtsinnig hergegeben hatte, als sei nicht sie seine Mutter. Ob es spürte, dass ihm die erste, richtige Heimat fehlte? Manchmal, wenn sie abends nicht einschlafen konnte, weinte sie in die gefalteten Hände hinein, die leer waren. Sie könnten das Köpfchen halten, die blonden Haare berühren, sie könnten das Kind hochheben, das nun schon jauchzte und bald Mama sagen würde. Eine fremde Frau hörte es lachen —

Als Madeleine in das Bergdorf kam, war früher Vormittag. Niemand störte sie, wie sie durch die ansteigende Strasse ging. Dann stand sie vor dem hübschen Ferienhäuschen, in dessen Garten eine Frau sass. Madeleine konnte sie beobachten, ohne von ihr gesehen zu werden.

Die Frau sang. Ihre reine Stimme wiegte ein Kind in Traum und Schlaf, das im Korb vor ihr lag. Madeleine sah nur die Händchen, die sich der Frau entgegenhoben. Und dann hörte sie ein Lachen. Ihr Kind lachte, ihr Büblein jauchzte! Nun musste sie es sehen, vor ihm knien und es in die Arme nehmen!

Aber die Frau neigte sich über den Korb und nahm das Kind heraus. Sie küsste es und barg den kleinen, sonnenwarmen Körper an ihrer Brust. Das Büblein schlang die Aermchen um ihren Hals und sagte das eine Wort, nach dem alle Mütter der Erde lauschen und verlangen: Mama.

Es drang in Madeleines Herz. Dort schmerzte es wie ein Dolchstoss. Sie wandte sich ab und ging. Nun wusste sie, dass ihr Recht an dem Kinde verwirkt war.

\*

Im Heim staunten Schwestern und Zöglinge, als Madeleine abends zurückkam. Die Polizei hatte ihre Spur nicht gefunden. Freiwillig stellte sie sich der Oberin. Mit keinem Wort verriet sie ihr Geheimnis. Nur sehr still war sie und die Strafe nahm sie willig auf sich. «Sie hat sich sehr gebessert», sagte Sr. Christa nach Wochen in der Konferenz der Lehrerinnen.

Die Gruppenmutter erwiderte: «Es ist, als hätte sie ihr Herz verloren. Wer wie sie nicht lachen noch weinen kann, ist ein armer Mensch. Wir müssen sie sehr lieb haben.»

«Tun wir das nicht?» fragte die Oberin.

Und die Mutter sagte: «Wir können es nie genug tun, denn sie hat mehr verloren als wir wissen.»